

Als das Kind Kind war, taugte noch alles zum Staunen. Die Natur bot einen schier unerschöpflichen Fundus dafür: ein Tropfen Tau, ein Blatt, das vom Baum fiel, auf wundersame Weise durch die Luft wirbelte und sich dann entschied, just vor den eigenen Füßen zu landen, ein Marienkäfer, der unversehens, wie aus dem Nichts, angefliegen kam, ein Spinnennetz, das zu vibrieren schien, wenn der Blick des Kindes es streifte, eine Wolke, die etwas abseits von den anderen ihre Bahnen zog und für einen Moment verblüffende Ähnlichkeit mit einem Gesicht oder einem Tier hatte, und manchmal brachte das Staunen neugierige Fragen hervor, erste Versuche, sich die Welt begreiflich zu machen, mitunter begleitet von einem Finger, der sich dem Tautropfen, dem Marienkäfer, dem Spinnennetz oder auch den Wolken entgegenstreckte.

Als das Kind aus dem Kind herausgewachsen war und man ihm erfolgreich abgewöhnt hatte, mit dem Finger auf etwas zu zeigen, als es Lesen und Schreiben gelernt und längst Angst vor Spinnen hatte, fand es das Staunen in der Kultur, in der Musik, den Büchern, an den Wänden der Museen, wo es minutenlang mit offenem Mund vor einem Gemälde von Robert Zünd stand, weil es glaubte, in den nur gemalten, aber sich dennoch scheinbar sanft hin und her bewegenden Baumkronen einen Vogel gesehen zu haben, der, aufgeschreckt durch den Blick des Betrachters, eilig von Ast zu Ast sprang, oder gar meinte, das noch ferne Donnern eines heranziehenden Gewitters gehört zu haben, obwohl sich der Himmel auf dem Gemälde makel- und wolkenlos zeigte.

Stauend und Seite für Seite, Buch für Buch, ließen sich lesend ganze Welten erkunden: ferne, untergegangene, nur erfundene und alternative Welten, und im Zentrum dieser manchmal zögernd, manchmal ungestüm angetretenen Entdeckungreisen standen immer der Mensch und der auf Papier gespiegelte Blick auf seine Wünsche, Sehnsüchte, Entscheidungen, die mal so, mal ganz anders oder aber gar nicht begründet wurden, aber auch auf seine Hybris; ein Blick, der lesend auch immer eine Expedition der eigenen Terra incognita war, die jeder mit sich herumträgt.

Stauend las, schaute und hörte sich das Kind, das schon lange kein Kind mehr war, durch die Welt, ließ sich überraschen, irritieren, überwältigen, erschüttern und lernte frei nach John Cage, für den das Nichts ein Vergnügen war, wenn man es zu genießen verstand – dass die Irritation, etwas nicht zu verstehen, etwas nicht greifen oder benennen zu können, schon immer dazu gehörte, genauso wie der Wunsch, die durch die Irritation in die Realität gerissene Lücke mit Denkbarem zu füllen, das mancher Sinn nennt.

Und heute? Heute schieben sich Massen durch die Museen, eilen gänzlich unfaffiziert von einem großen Namen zum nächsten und können es kaum abwarten, den ausgestellten Werken beinahe schon demonstrativ den Rücken zuzukehren, um das unvermeidliche Selfie zu machen, das es anscheinend braucht, um sich selbst und allen anderen später beweisen zu können, dort gewesen zu sein, statt sich auch nur einen kleinen Moment zu nehmen, sich auszuliefern und vom Staunen überwältigen zu lassen.

Playlisten werden anhand von Ähnlichkeiten durch KI-Tools kuratiert, um jede Zumutung des Neuen, das auch nur ein wenig vom bereits Bekannten und zuvor Gehörten abweicht, zu vermeiden. Es bleiben repetitive Schleifen, die außerhalb der Erfahrung bleiben, Musik als Phantom: ein Albtraum für das Staunen. Und auch in der Literatur gibt es kaum mehr Anlass, noch zu staunen. Uneindeutiges, das Ratlosigkeit und

eine zunächst vielleicht sogar unangenehme oder fordernde Irritation hervorruft, weil man gar nicht weiß, was man da gerade vor sich hat, findet zunehmend weniger Platz, es ist verpönt, eine Blöße, die sich niemand gern gibt, ist Ausdruck von Schwäche in einer durchrationalisierten Welt, die nur noch optimierte Nützlichkeiten zu schätzen weiß, in der sich alles zu „lohnen“ und es für jede aufgeworfene Frage stets eine pass-

genaue Antwort zu geben hat. Die Offenheit des Zufalls, die Plötzlichkeit, der Mut oder auch nur die Bereitschaft, sich auf Unbekanntes, auf Unscharfen, Widersprüche und Unerwartetes einzulassen, für das es noch keine Begriffe, Kategorien oder Schubladen gibt, in die man das soeben Erfahrene, Gesehene, Gehörte und Gelesene routiniert einsortieren kann, sind hingegen vom Verschwinden bedroht.

Natürlich gibt es sie noch, die stauenswerten Bücher, die sich allen Begriffen entziehen und sich nicht einfach preisgeben, die abgerungen werden wollen, die im besten Sinne maßlos sind und zur verzweifelten Überforderung einladen, Bücher, aus denen man erschöpft heraustritt, den Kopf mit anhaltenden Eindrücken und rumorenden, noch lange umgehenden Fragen gefüllt, aber sie werden seltener. An ihre Stelle

tritt zunehmend das Erwartbare, das sich ganz verzagt nichts mehr traut, nichts versucht, sondern sich vielmehr darin erschöpft, affirmativ zu sein und ja keine Grenze vorab definierter Erwartungen zu überschreiten; eingehegte und steril-vorkonfektionierte Literatur, die nur noch das Notwendige kennt, ob- schon doch für alle Künste und somit auch für die Literatur gilt oder doch wenigstens gelten sollte, dass sie erst dort beginnt, wo das Notwendige aufhört, wo man sich ins Offene, ins noch nicht kartierte Gebiet herauswagt, von dem man noch nicht weiß, was man dort – vielleicht – findet.

Zeitgenössische Literatur – in der übergroßen Mehrheit – überfordert nicht mehr, macht nicht mehr Staunen, sie ist zum Accessoire verkümmert, mit dem man sich distinktiert und kulturell beflissen geben kann, dabei sind die Titel jeder beliebigen Top-10-Liste meist nur noch literarischer Dosenfraß mit aufs Gramm genau abgewogenen und geschmacks- und zielgruppenoptimierten Zutaten, künstlichen Aromen sowie Farb- und Konservierungsstoffen; ein x-mal aufgekochter Dosenfraß, der, versehen mit einem schmucken Etikett, auf dem großsprecherische Blurbs im McKinsey-Duktus brave Mittelmäßigkeit zur Delikatesse, zum genialischen Meisterwerk zu verklären versuchen, den kleinen Hunger nach einem gut verdaulichen literarischen Snack nebenbei zuverlässig stillt.

Die Welt erscheint mit all ihren Krisen, Konflikten und Kriegen bedrohlich und unübersichtlich; so unübersichtlich, dass man nicht noch Uneindeutiges lesen will, das keine einfachen, wenn überhaupt, Antworten liefern kann, also greift man lieber zu Konserven mit überschaubaren Formen und Inhalten, die zumut- und gut konsumierbar sind, nicht das Mindeste einfordern und sich am Ende in bequemes Wohlgefallen auflösen, das flugs zum nächsten Buch greifen lässt, ohne dass die Lektüre des letzten Buches irgend offene Frage oder Irritation zurückgelassen hätte, mit der man sich noch lange nach Ende der Lektüre beschäftigen könnte. Auch weil Kontemplation als verschwendete Zeit diffamiert wird, die man doch besser darauf verwenden sollte, sich „nützlich“ zu machen.

Wenn es so ist, dass die Kunst der Wirklichkeit vorausgeht, in welche trostlose Sackgasse der Wirklichkeit gelangen wir dann, wenn sich die Kunst in vorausleidendem Gehorsam zu einem Simulacrum herabmindert? Fast will es erscheinen, als nähme dieser Trend zur stromlinienförmigen Vereinfachung, der die Literatur zum mutlosen Entertainment verzerrt, die sich ankündigende Herrschaft von KI-Systemen vorweg, die alles in Formeln und Funktionen auflösen und nur noch algorithmisch optimierte Gebrauchstexte hervorbringen werden, denen jede Neugier weckende, manchmal stauend machende enigmatische Irrationalität, maßlose Ambiguität und Passion fehlt, die dem Menschen eigen ist.

Normen Gangnus lebt als Schriftsteller in Leipzig. Zuletzt erschien sein Buch „... mit zer- rissenem Schlaf im Gesicht“. Die Aufzeichnungen und Briefe des Arved von Sternheim. Band 2: Die Jahre 1943–1945“ (Matthes & Seitz).

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Hubert Spiegel

Carola Neher

Sport

Ich liebe den Sport
Tous les sports d’été et d’hiver
Eishockey
Eiscremesoda
Bob mit Bobby
Germans
Playing Golf in Germany
Und Polo in Brioni!

Ich ritt in Baden-Baden
Um fünf Uhr früh die Oos entlang
Ich fuhr einen kleinen Steyrwagen
In Wien zuschanden
Ich segelte auf dem Wannsee
Schwamm am Lido
Und bin sogar (wenn auch widerstrebend)
den Watzmann hinaufgeklettert.

Ich kann Spagat
Rad fahren
Rad schlagen.
Ich laufe gern Eis
Aber noch lieber: Gefahren.

Ich tanze
Black and White bottom
und manchem auf der Nase herum.

Ich spiele
Klavier
Poker
Wasserball
Erdball
Und Theater.

Ich habe etliche Herzen
Knock-out geschlagen.
Ski-heil!

Hans Christoph Buch

Sie sang noch in Stalins Lager

Dieses Gedicht ist ein Glücksfund: Ich entdeckte es zufällig in einem Sammelband des Ullstein-Magazins „Die Dame“, den ich Marie Luise Scherer schenkte, einer „grande dame“ der deutschen Literatur, von der es auf Umwegen zu mir zurückfand. Soweit ich weiß, ist es das einzige zu Lebzeiten gedruckte Gedicht von Carola Neher, der Schwester von Brechts Bühnenbildner Caspar Neher, und atmet den Zeitgeist der späten Zwanzigerjahre, als sie in der „Dreigroschenoper“ die Polly spielte – Stichwort Neue Sachlichkeit.

Der prosaisch anmutende Text mit fremdsprachigen Einsprengeln und ironischen Volten könnte ebenso in Brechts frühem Stück „Mahagonny“ stehen, als der Sport zum Massenphänomen wurde und Robert Musil über ein „geniales Rennpferd“ schrieb. Doch die Unbeschwertheit des Gedichts, seine Keckheit und Lebensfreude stehen in krassem Kontrast zum Schicksal Carola Nehers, damals ein Shooting Star, um den Autoren und Regisseure sich rissen, während ihr Ehemann, der Dichter Klabund, in einer Davoser Lungenklinik mit dem Tode rang.

Wie eine an beiden Enden brennende Kerze hatte Klabund, ein Amalgam aus Klabautermann und Vagabund, sein großes Talent verzehrt. Gottfried Benn hielt die Trauerrede, als er 1928 starb, und Brecht stahl ihm nicht bloß die Frau, sondern auch den „Kreidekreis“, ein Drama, das Brecht umschrieb und übernahm als Beispiel seiner „Laxheit in Fragen geistigen Eigentums“.

Brechts Heiratsantrag lehnte Carola Neher ab und floh mit ihrem zweiten Mann, einem Rumäniendeutschen, vor

den Nazis nach Moskau. Statt dort, wie erhofft, mit Erwin Piscator Brecht-Stücke zu proben, gab sie der in die UdSSR emigrierten Agitproptruppe „Kolonne links“ Schauspielunterricht, bis diese in die Fänge der GPU geriet und, der Spionage angeklagt, im Gulag verschwand.

Stalins Terror griff auch auf Carola Neher über: Ihr Mann wurde verhaftet, und sie störte die Sowjetjustiz mit Fragen nach seinem Verbleib, bis auch sie als Trotzkinin denunziert, verhört und gefoltert wurde. Brecht, Mitherausgeber der Moskauer Zeitschrift „Das Wort“, protestierte halbherzig und bat Lion Feuchtwanger, der die Schauprozesse guthieß und Stalin dazu interviewt hatte, sich für Carola Neher einzusetzen – ohne Erfolg.

Im Gefolge des Hitler-Stalin-Pakts wurden inhaftierte deutsche Kommunisten wie Margarete Buber-Neumann der Gestapo ausgeliefert – ihr Buch „Als Gefangene bei Stalin und Hitler“ berichtet davon. Carola Neher, inzwischen staatenlos, unterschrieb kein Geständnis und lehnte die Überstellung nach Nazi-Deutschland ab. Im Lager sang sie, um die Moral der Mitgefangenen zu stärken, Lieder von Brecht und wurde dafür mit Einzelhaft bestraft.

Während des Zweiten Weltkriegs, als die Front näherrückte, wurde sie gen Sibirien in Marsch gesetzt und starb vermutlich an Typhus im Gefängnis Schwarzer Delphin von Sol-Ilezk, wo heute Serienmörder einsitzen. Dort erinnert heute nichts, nicht einmal ein Gedenkstein, an die geniale Schauspielerin, deren kurzes Leben im Juni 1942 in einem Massengrab endete. Carola Nehers 1934 geborener Sohn Georg

wuchs als Waisenkind in Erziehungsheimen auf und erfuhr erst nach Stalins Tod, wer seine Eltern waren. Sechs Jahre später, im Jahr 1959, erhielt er für sie eine Rehabilitierungsbescheinigung. 1975 konnte Georg Becker dank der Unterstützung von Lew Kopelew, Heinrich Böll und anderen aus Odessa in die Bundesrepublik übersiedeln.

In: „Die Dame. Ein deutsches Journal für den verwöhnten Geschmack. 1912 bis 1943“. Hrsg. von Christian Ferber. Ullstein Verlag, Berlin 1980. Vergriffen.

Von Hans Christoph Buch ist zuletzt erschienen: „Vom Bärenkult zum Stalinskult“. Arco Verlag, Wuppertal 2024. 240 S., br., 22,– €.



Mit dem Handy scannen:
Eine Gedichtesung von Thomas Huber finden
Sie unter www.faz.net/anthologie.